

Entstellt, verabscheut: Jesus neu sehen

Der Blick aufs Kreuz darf sich nicht im Ästhetischen verlieren. Im gemarterten Leib erkennt **ANDREAS R. BATLOGG** die Spuren der Inkarnation.

Verhüllt: Vom Passionssonntag, dem fünften Sonntag in der Fastenzeit, bis zum Karfreitag werden in vielen Kirchen traditionellerweise Kruzifixe und Kreuze mit Tüchern verhüllt. Auch Flügelaltäre und Triptychen werden zugeklappt. Das „Augenfasten“ bewirkt oft einen neuen, einen geschärften Blick auf das Wesentliche, das sich uns ansonsten das ganze Jahr anbietet.

Schauen wir dann wieder genau(er) hin – auf das Wesentliche? Oder gewöhnen wir uns an Bilder? Klammern wir uns an sie? Und regen uns – manchmal vielleicht künstlich – auf, wenn die Bilder, auf die wir uns fixiert haben, nicht übereinstimmen mit dem, was meine fromme Fantasie sehen will? Der blutende und der verschwitzte Jesus: gefoltert, verspottet, gequält – kein schöner Anblick. Man muss sich dabei nicht unbedingt die brutalen Bilder aus Mel Gibsons Film *The Passion of the Christ* („Die Passion Christi“) von 2004 in Erinnerung rufen.

Aber: Das Leiden Jesu war real, im wörtlichen Sinn bluternst. Ist es auch meine „Andacht“, meine Hinwendung zu ihm, dem geschundenen Leidensmann? Filme, Romane, Passionsspiele versuchen mit ihren Mitteln darzustellen, was passierte. Sie prägen damit. Verfremden aber auch. Und stören immer wieder.

Gilt nicht auch hier, was der vermeintliche Gärtner am Grab, den Maria von Magdala nicht als den Auferstandenen erkennt, obwohl sie doch einen so vertrauten Umgang mit Jesus gepflegt hatte: „Halte mich nicht fest“ (*Joh 20,17*)? Die Nähe zu Jesus bewahrte sie nicht davor, ihr Bild von ihm mit Jesus zu verwechseln. Die Realität verschwand – hinter ihren Tränen. Sie nahmen ihr den Blick auf den echten Jesus.

„Der alles beherrschende Eindruck, den die Tradition vermittelt, ist ein Jesus, der gut ausgesehen hat. Jesus hat überall, auch in der Kreuzposition, eine angenehme Physiognomie“ – so der sprachensible Salzburger

Dogmatiker Gottfried Bachl (1932–2020), der 1994 bei den Salzburger Hochschulwochen über den „schwierigen“, den „winzigen“, den „nackten“ und den „hässlichen Jesus“ sprach. Er wollte damit die Aufmerksamkeit auf einen „anderen“, den „widersprüchlichen“ Jesus lenken. Als er die Thematik später in der Katholischen Akademie in München noch einmal aufgriff, kam er auf den „verabscheuten Jesus“

zu sprechen – ein Gedanke, der im vor kurzem erschienenen Gottfried-Bachl-Lesebuch *Das flüchtige Nu des Lebens* (vgl. *diese Ausgabe*, S. 5) aufgenommen ist: „Denken Sie an das romanische, das gotische Profil, Jesus bei Rembrandt, bei Pasolini, auf dem legendären Turiner Grabtuch. Bei Zeffirelli ist er einfach fesch. Immer herrscht der schönste goldene Schnitt.“ Ein schneidiger, attraktiver Jesus kann das Leiden vergessen machen. Er hat es überwunden, ja. Aber der

Auferstehung, dem Triumph des Ostermorgens, gingen grausame, tödliche Qualen voraus.

Davon ist gar nichts zu sehen und zu spüren bei dem Skandal, den neulich in Spanien der Künstler Salustiano García Cruz (offenbar ungewollt) auslöste. Sein Auftragsplakat für die *Semana Santa* in Sevilla 2024, wo die Karwoche mit ausführlichen Prozessionen begangen wird, löste einen Shitstorm aus. Und heftige Debatten: Darf Jesus sexy sein? Darf der Auferstandene mit nacktem, makellosem, athletischem Oberkörper dargestellt werden? Auf viele wirkte der Jesus, der einen da anschaut (Modell stand Horacio, der Sohn des Künstlers), zu „sinnlich“, zu „verweichlicht“, zu „obszön“. Religiöse Gefühle würden damit verletzt. In den sozialen Medien hieß es, das Plakat taue eher als Werbung für eine Gay-Pride-Parade. Der Empörung über den „schwulen Christus von Sevilla“ hielt García entgegen: „Um Sexualität in meinem Christus zu sehen, muss man krank sein.“

Auch die *Zeit* berichtete darüber und warf einen Blick in die Kunstgeschichte mit Darstellungen des nackten Christus: „Begehrt mich!“ Konnte dieses Plakat etwas anderes auslösen als zeitgenössische Assoziationen: ein auf Ästhetik, ein auf Äußerlichkeiten reduzierter Jesus? Schnell verselbständigten sich Polemiken. Bilder lösen andere Bilder aus. Ein Satz von Gottfried Bachl geht mir seit Jahren nach: „Der, von dem wir reden, hört selbst zu.“ Der Gedanke lässt erzittern. Und er lässt sich fortsetzen: Der, den wir darstellen, schaut selbst zu. Sieht sich selbst. So oder so dargestellt. Was er (einmal) dazu sagt?

Heiner Wilmer, seit 2018 Bischof von Hildesheim, zuvor Generaloberer der Herz-Jesu-Priester, hat 2013 das Buch *Gott ist nicht nett* veröffentlicht. Darin schildert er einen Museumsbesuch in München. Mit einem Dominikaner ging er durch die Wanderausstellung moderner Kunst. Von weitem wurde er dabei auf ein dreiteiliges Altarbild aufmerksam. Als er näher kam, dachte er zunächst: eine von vielen, vertrauten Kreuzigungsszenen.

Er irrte. Denn am Kreuz hing ein blutüberströmter Hund. Ausführlich sind abstoßende Details geschildert. Das Bild des „gekreuzigten Köters“ habe auf ihn nicht nur ekelhaft gewirkt, so Wilmer, „das war Gotteslästerung“. Dann aber, nach der Aufregung über „die Lust an Geschmacklosigkeit“, beschreibe er eine Wende seiner Wahrnehmung: „Und in diesem Moment vor dem Bild wandelte sich mein Entsetzen vor dem Kunstwerk mit einem Mal in ein Entsetzen über mich selbst, weil ich merkte, dass mich zum ersten Mal überhaupt in meinem Leben das Bild einer Kreuzigung wirklich ekelte.“ Schlagartig wird Wilmer nämlich bewusst, dass er zwar jeden Tag zu diesem Jesus betet – aber „nie, niemals zuvor hatte ich dieses Kreuz und den Gekreuzigten gesehen. Nie zuvor war mir die Entwürdigung und das Brutale, die Demütigung und das Widernatürliche am Kreuz aufgefallen so wie bei diesem Bild“.

Die Erkenntnis, die in diesem Augenblick aufblitzt, wird zum Geständnis: „Mir wurde klar, wie abgewaschen und weichgespült mein Jesusbild geworden ist.“ Dass ihn ein gekreuzigter Hund mehr schockierte, als ein gekreuzigter Mensch es bis dahin je tat, das erschütterte Wilmer zutiefst. „Vielleicht“, so sein Resümee, „war dieses Bild damals der Auslöser, dass ich meinen Mangel im Verhältnis zu Jesus spürte. Erst als ich den geschändeten Köter sah, empfand ich Empörung darüber, was man einem Wesen antun kann.“

Diese Passage in Wilmers Buch ging mir unter die Haut. Auch weil die Münchener Jesuitenkirche Sankt Michael, an der ich arbeite, einen „wunderschönen“ Gekreuzigten von dem Michelangelo-Schüler Jean de Bologne (genannt Giambologna) beherbergt. Die Medici hatten ihn 1594 den mit ihnen verschwägerten Wittelsbachern geschenkt. Ursprünglich für ein Grabmal geplant, schuf Giambologna einen fein ziselierten Bronzecorpus: ein am Kreuz ausgespannter, jugendlicher Leib, ohne Wundmale. Kraft und Schönheit gehen auf antike Aktfiguren zurück, Vorbild war Michelangelos Christus in der römischen Kirche Santa Maria sopra Minerva.

Bei der Einweihung im Jahr 1597 wurde das Kruzifix vor den Stufen zum Hochchor aufgestellt. Ergänzt um eine von Hans Reichle, ein Giambologna-Schüler, geschaffene, davor kniende, sehnsüchtig nach oben schauende Maria Magdalena. Im Jahr 1819 – der Jesuitenorden war zwischen 1773 und 1814 aufgehoben worden, kehrte aber erst 1921 nach Sankt Michael zurück – wurde das Kreuz demontiert und an die Nordwand verbannt. „Es störte“, sagt die Chronik.

Die Fastenzeit ist auch dazu da, ein neues, ein anderes Sehen einzuüben. Verhüllungen unterstützen das. Gewohnheit kann blind machen. Unempfindlich. Der flüchtige Blick übersieht, eine nur ästhetische Wahrnehmung klammert aus.

Das Entscheidende ist der Tiefenblick. Glauben heißt immer auch sehen (lernen). „Der Glaube an einen Gott, dessen Sohn am Kreuz hing“, schreibt Wilmer im letzten Kapitel, „der Glaube an einen Gott, der menschlicher Körper wurde, der in diesem Körper litt, der Blut spuckte, der vor Schmerzen aufstöhnte, der vor Verzweiflung aufschrie und den man wie einen Hund krepieren ließ, dieser Glaube ist nicht ‚nett‘.“

Deswegen ist Jesus nicht harmlos: „Jesus hat uns weder erlöst durch eine geistreiche Idee, noch durch eine neue Philosophie oder eine umfassende Theologie, noch durch eine nie dagewesene Strategie“, so Wilmer. Und weiter: „Nein, Jesus hat uns durch seinen Körper erlöst. Durch seine Haut, durch seine Wunden, durch seinen Schweiß und seine Spucke, durch seinen Atem und seine Berührung hat er die Menschen von ihren Lasten befreit. Seine Nähe heilte, sein Körper war wie göttliche Medizin. Und über den Körper dessen, der zu ihm kam, heilte er seine Seele und über seine Seele wiederum den Körper.“

Der entstellte, der verabscheute Jesus: Kann ich mich mit ihm anfreunden? Ignatius von Loyola lädt in seinen Geistlichen Übungen zum Gespräch mit dem Gekreuzigten ein. Literarisch verewigt ist das in den Dialogen eines Don Camillo mit Jesus. Schon als Kind war ich davon fasziniert. „Ungefährlich“ wird Jesus, wenn ich ihn reduziere: Ein Bild entsteht, das sich seine eigene Wirklichkeit schafft. Mich von Lieblingsbildern lösen, bemerken, dass „mein“ Jesus gefährdet ist, in Begriffen, Formeln, Dogmen zu einem Gegenstand des Wissens zu werden – das ist der Beginn eines neuen Suchens: nach Jesus, zu dem ich ein persönliches Verhältnis entwickeln muss. Auch zum leidenden, entstellten Jesus. Nur das trägt. **CRG**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.